

HEYNE <

### *Das Buch*

Seit Generationen leben die Abulhijas als Olivenbauern in dem idyllischen Dorf Ein Hod. Ihr Leben ist friedlich – bis 1948 die Zionisten den Staat Israel ausrufen und sich alles verändert. Die Dorfbewohner werden mit Waffengewalt aus ihren Häusern vertrieben, müssen ihr Land, ihren Besitz und ihr Zuhause zurücklassen. Amal, geboren im Flüchtlingslager in Jenin, lernt die Heimat ihrer Vorfäter nie kennen. Stattdessen erlebt sie Kriege, Gewalt und schreckliche Verluste, aber sie erfährt auch Freundschaft und Liebe in der Gemeinschaft der Vertriebenen. Weder Amal noch ihre Familie ahnen jedoch, wie eng ihr Schicksal und das von Israel und Palästina wirklich zusammenhängen ...

»Bücher können den Lauf der Welt nicht verändern, aber sie können helfen, ein wenig zu verstehen. *Während die Welt schlief* ist so ein Buch, und es ist beeindruckend in seinem Tiefgang.«

*dpa*

»Abulhawa erzählt mit bemerkenswerter Neutralität (...), bestimmte Bilder verharren noch lange im Gedächtnis.«

*Jüdische Zeitung*

### *Die Autorin*

Susan Abulhawa, 1970 geboren als Kind palästinensischer Flüchtlinge, wuchs in Kuwait, Jordanien und Jerusalem auf. Als Teenager ging sie in die USA, studierte Biomedizin und lebt heute in Pennsylvania. Die Autorin engagiert sich für die Menschenrechte und die Verbesserung der Lebensumstände von palästinensischen Kindern in den besetzten Gebieten. 2001 gründete sie die nicht staatliche Kinderorganisation *Playgrounds for Palestine*. Ihre Romane »Während die Welt schlief« (in 30 Sprachen übersetzt), »Als die Sonne im Meer verschwand« und »Ihr letzter Tanz« sind internationale Bestseller.

SUSAN  
ABULHAWA

Während  
die Welt schlief

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Stefanie Fahrner

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *Mornings in Jenin* erschien 2010  
bei Bloomsbury Publishing, London.  
Previously published in 2006 under the title: *The Scar of David*

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text-  
und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

9. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 07/2023

Copyright © 2010 by Susan Abulhawa

Copyright © 2023 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Dr. Meike Fritz

Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München

unter Verwendung von Getty Images (Stone/Patrik Giardino);

Shutterstock.com (ArtMediaFactory)

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-42780-8

www.heyne.de

*Für Natalie  
und für Seif*



## WIE DIESER ROMAN ENTSTANDEN IST

Vor zweiundzwanzig Jahren, am 23. Dezember 2002, saß ich am Schreibtisch und starrte mit geröteten Augen auf meinen Computerbildschirm. Meine fünfjährige Tochter schlief in unserem Bett im selben Zimmer, und die Geschenke vom Weihnachtsmann lagen fertig eingepackt und gut versteckt im Schrank. Am folgenden Abend würden sie ihren Platz unter dem Baum finden. Ich war eine alleinerziehende Mutter in einem Land, in dem ich keine Familie hatte, in einem Bundesstaat, in dem ich kaum Freund\*innen und kein Netzwerk besaß. Ich verfügte über keinerlei Ersparnisse, da ich mit meinem Job als Wissenschaftlerin in der Forschung gerade mal die Hypothek und unseren Lebensunterhalt bestreiten konnte.

An jenem Morgen hatte ich meine Tochter in der Kinderbetreuung abgegeben und war zur Arbeit nach Princeton gefahren. Ich hatte das Gebäude gerade betreten, da wurde ich auch schon ins Büro eines Vorgesetzten eskortiert, wo man mir mitteilte, dass ich entlassen wäre.

Ich hätte es eigentlich vorausahnen können, aber damals war ich noch zu naiv gewesen. Ich hatte daran geglaubt, dass ich die Wahrheit schreiben könne, so wie ich sie erlebt hatte – alles, was

ich in Palästina und im Exil erfahren und gesehen hatte –, ohne meine Existenz zu verlieren. Immerhin lebte ich in Amerika, und dort herrschten Redefreiheit und so weiter.

Die zweite Intifada hatte ein paar Jahre zuvor begonnen, im Jahr 2000, als meine Tochter drei war. Nachdem ich sie ins Bett gebracht hatte, schrieb ich Leserbriefe und später auch Meinungsbeiträge, die sich gegen die allgegenwärtige zionistische Propaganda in den Mainstreammedien richtete. Zu meiner Überraschung wurden einige meiner Artikel von den großen Zeitungen angenommen.

Dann geschahen die Anschläge vom 11. September. Meine Tochter war vier Jahre alt. Ausgerechnet die *New York Post* war die erste Zeitung, die auf einen Meinungskommentar reagierte, den ich am Tag danach eingeschickt hatte. »Möge Gott uns allen seine unendliche Gnade erweisen« war eine einfühlsame Würdigerer, die ums Leben gekommen waren, und ein Aufruf, auch jenen Millionen Menschen unser Mitgefühl zu erbieuten, die auf der ganzen Welt durch unsere Handlungen getötet wurden und werden. Der Artikel schloss mit einem Gebet. (Dieses Lesestück ist zufälligerweise aus dem Internet verschwunden, und das passiert immer wieder auch mit vielen anderen meiner Artikel und Interviews.)

Wie so viele andere Araber\*innen und Muslim\*innen litt auch ich darunter, dass mir meine Nachbar\*innen und Kolleg\*innen plötzlich aus dem Weg gingen. Wir standen exemplarisch für die Täter. Am schlimmsten ging es arabischen Männern, die mit Akzent sprachen. Es gab einen Anstieg von Hassverbrechen gegen uns und gegen alle, die man für Muslim\*innen halten konnte, besonders Sikhs. Ich kratzte einen »Free Palestine«-Aufkleber von meinem Auto ab, nachdem mich ein Mann auf einem Parkplatz



bedroht und dadurch meiner Tochter Angst gemacht hatte. Aber das Leben ging weiter. Ich führte meine tägliche Routine fort, ging zur Arbeit, kümmerte mich um meine Tochter, engagierte mich als Aktivistin und Autorin.

Als die ersten Nachrichten von einem Massaker im Flüchtlingslager von Jenin aufkamen, beschloss ich, dorthin zu fahren. Das Lager war vom israelischen Militär abgeriegelt worden, damit niemand hineingelangen konnte, schon gar nicht Reporter\*innen und Rettungskräfte. Ich ließ meine Tochter bei ihrem Vater, engagierte jemanden, der sich um unsere geliebten Haustiere kümmerte, und fuhr nach Palästina. Ein unbezähmbarer Impuls trieb mich an; ich musste handeln, ich musste Zeugnis ablegen. Und ich wusste nicht, wie ich das in den USA tun konnte. Ich hatte keine Vorstellung, an welchen Ort in Palästina ich reisen sollte, wie ich dorthin gelangen würde, was ich dort machen sollte. Aber ich fuhr los, trotz allem.

Eine der wohlthuendsten Eigenschaften der palästinensischen und der meisten arabischen Gesellschaften ist die Tatsache, dass man leicht eine gastfreundliche Familie findet, die einen für ein paar Tage aufnimmt. Das vermisse ich wirklich sehr, wenn ich an mein gestohlenen Heimatland denke. Ich nahm also ein Taxi und ließ mich so nah wie möglich an Jenin heranfahren, das noch immer militärisch abgeriegelt war. Panzer und Scharfschütz\*innen waren um das Lager herum postiert. Ich musste an keine Tür klopfen, um einen Schlafplatz zu finden, denn mein Taxifahrer nahm mich auf. Seine Familie beherbergte bereits zwei Ausländer\*innen. Aus Sicherheitsgründen nenne ich den Namen der Familie hier nicht, bin ihr aber überaus dankbar für den Unterschlupf, für das Essen und die Beförderung. Nach zwei Tagen gelang es mir, mich quer durch landwirtschaftliche Felder ins Lager hineinzuschleichen.

Am folgenden Tag »öffnete« das Militär das Lager, und weitere Aktivist\*innen kamen hinein. Es waren allerdings nicht viele. Zwei Wochen lang halfen wir den örtlichen Freiwilligen und dem Roten Halbmond dabei, Leichen aus den Trümmern der zerstörten Behausungen zu bergen. Man hörte Berichte darüber, dass israelische Soldat\*innen ihre gepanzerten Caterpillar-D9-Planiertrauben durch dicht besiedelte Viertel steuerten, Häuser und Menschen einfach niederwalzten und dabei zu lauter Musik mitsangen. Das waren noch die harmlosesten Geschichten.

Als Palästinenserin, die teilweise in Jerusalem aufgewachsen war, waren Besatzung, Tod, Exil und Unterdrückung nicht neu für mich. In meiner Kindheit hatten sich Fotos der Massaker in Sabra und Shatila in mein Gehirn eingebrannt. Von meinen älteren Verwandten hatte ich furchtbare Geschichten gehört. Aber in Jenin war der Tod zum ersten Mal etwas, das ich riechen konnte – verwesende Leichen, die wir noch nicht bergen konnten. Es war auch das erste Mal, dass ich dabei half, menschliche Überreste mit den bloßen Händen aus dem Schutt zu ziehen. Und das erste Mal, dass ich in einem ausgebombten Gebäude schlief, und zwar in einem Zimmer im zweiten Stock, das keine Wände mehr hatte.

Es war das erste Mal, dass ich Menschen weinen sah, ohne dass sie sich dabei bewegten, einen Laut von sich gaben oder eine Träne vergossen. Es war das erste Mal, dass ich Macht erlebte, aber nicht die feige Art von Macht, die von betrunkenen Schlägern, durch Waffen oder D9-Planiertrauben ausgeübt wird. Nein, es handelte sich um echte Macht, die aus Würde, Integrität und Ur-einwohnerschaft entsteht. Israel hatte die Versorgung mit Wasser und Vorräten eingestellt, und die Menschen hatten Durst. Doch als ein Tankwagen der amerikanischen Entwicklungshilfebehörde USAid kam, um Wasser zu bringen, versperrten ihm die palästinensischen Männer aus Jenin die Zufahrt. Sie weigerten sich,

die Hilfe aus der linken Hand anzunehmen, nachdem die rechte ihre Familien abgeschlachtet hatte.

Dann waren meine zwei Urlaubswochen vorbei, und ich musste zurück zu meiner Tochter und meinem Job, aber ein großer Teil von mir blieb in Jenin. Oder vielleicht blieb Jenin auch in mir. Ich schrieb weiter, auch noch, als meine Kolleg\*innen mich schnitten und ich mich immer stärker in die innere Emigration begab, da ich den alltäglichen Smalltalk nicht ertrug, den ich als banal, ja, fast schon pervers empfand im Angesicht der Dinge, die mich verfolgten.

Meine Artikel wurden durchaus zur Kenntnis genommen von meinen Vorgesetzten, von denen viele Zionist\*innen waren. Und meine »Entlassung« erfolgte bald darauf.

Ich war nicht auf die Arbeitslosigkeit vorbereitet, fühlte mich verängstigt und allein mit meinem kleinen Kind und der Gewissheit, dass die Welt mich und meinesgleichen hasste.

Ich weinte, aber meine Tränen versiegt, als die Erinnerung an Jenin einsetzte. Die durstigen Männer, die alles verloren hatten und sich weigerten, Wasser von ihren Peinigern anzunehmen. Oder das alte Ehepaar, das oben auf dem Schutthaufen saß, der einmal sein Zuhause gewesen war. Ich fragte sie, ob ich sie fotografieren dürfe. Als sie hörten, dass ich arabisch sprach, sagte der Mann: »Ach! Du bist eine von uns! Vergiss das Foto. Komm, meine Tochter, trink einen Tee mit uns.« Er bat seine Enkeltochter, noch ein Glas zu bringen. Ich fühlte mich überwältigt und unendlich geehrt, ihnen Gesellschaft leisten zu dürfen.

Oder der schick gekleidete junge Mann, der sich nicht dazusetzen wollte und mir schließlich gestand, er wolle sich nicht

schmutzig machen, da er nur noch das besitze, was er am Leib trage.

Tagsüber sah ich mich nach einem neuen Arbeitsplatz um und versuchte, einen Kredit zu bekommen. Ich kümmerte mich um meine Tochter und war endlich die anwesende Mutter, die ich schon immer gerne gewesen wäre, aber nie sein konnte, weil ich unseren Lebensunterhalt verdienen musste. Spät abends schrieb ich. Ich weinte und sorgte mich, wenn es niemand mitbekam.

Die Immobilienblase war in vollem Gang, und so war mein Haus über Nacht im Wert gestiegen. Nun hatte ich eine Sicherheit und versuchte, so viel Kredit wie möglich aufzunehmen. Ich versank in Schulden, um unseren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Und ich schrieb weiter. Ein paar Meinungsartikel, aber auch persönliche Betrachtungen über mein Leben im Exil, die in verschiedenen Medien erschienen. Aber am häufigsten schrieb ich über Jenin, und irgendwann wurde mir klar, dass ich dabei war, einen Roman zu verfassen.

Ich bin mir nicht sicher, wieso ich glaubte, so etwas bewerkstelligen zu können. Ich war Wissenschaftlerin, die selten Romane las. In meiner Kindheit und Jugend hatte ich keine Bücher besessen und kam auch nicht aus einer gebildeten Familie. Tatsächlich war ich erst die Zweite in meiner Familie, die überhaupt die High-school abschloss. Und dann auch noch aufs College ging! Der Erste, der das geschafft hatte, war mein Onkel mütterlicherseits, der etwa neun Jahre älter war als ich. Es war auch nie mein Ziel gewesen, zu schreiben oder Autorin zu werden. In meiner Vorstellung waren Schriftsteller\*innen Menschen, die in einer eigenen Sphäre schwebten, einer Art Adelsklasse, in die man hineingeboren wurde.

Rückblickend zweifelte ich wohl nie daran, dass ich dieses Buch schreiben würde. Ingeheim wünschte ich mir sogar, dass es eine wichtige Erzählung werden würde.

Ich reichte einige Essays bei der Leeway-Stiftung ein und hoffte, ein Stipendium über 5000\$ zu erhalten. Als im April 2003 die Gewinner\*innen verkündet wurden, gewann ich den Hauptpreis, den Edna Andrade Award, der mit 25 000\$ dotiert war. Ein wahrer Geldregen! Aber wichtiger noch als das Geld war die Bestätigung, dass ich über eine Begabung verfügte, die ich bislang noch nicht erkannt hatte.

Ich schrieb weiter, arbeitete, wo immer sich die Gelegenheit bot, und rutschte tiefer in die Verschuldung hinein. Ich engagierte mich in der Schule meiner Tochter und nahm mehr Anteil an ihrem Leben. Acht Jahre vergingen, bis der Roman endlich erschien, zuerst 2008 bei einem Kleinverlag, 2010 dann in den USA und in Großbritannien bei Bloomsbury Press. Als Nächstes folgten Übersetzungen in 32 Sprachen. Nach und nach fanden die Charaktere einen Platz in den Herzen der Leser\*innen in aller Welt, einfach dadurch, dass die Menschen miteinander über sie sprachen.

Ich bin nach wie vor überwältigt von der Wirkung meiner Erzählung. Über die Jahre habe ich Tausende von berührenden Briefen bekommen, von Leser\*innen, die so zartfühlend, intim und verletzlich darüber berichteten, wie diese Geschichte ihr Leben verändert hat. Eine Frau aus Schweden verkaufte ihr Haus und zog nach Palästina, um zu »helfen«. Unzählige Menschen, darunter viele westliche Jüd\*innen, erklärten, sie seien »aufgewacht« und hätten sich von den Lügen befreit, an die sie ihr Leben lang geglaubt hätten. Ein Buchclub in den USA organisierte eine Reise namens »Während-die-Welt-schlieft-Tour« durch den Nahen

Osten, auf der sie gemeinsam zu den Schauplätzen der Geschichte führen. Am bewegendsten waren für mich aber die Briefe junger Palästinenser\*innen, die mir schilderten, wie der Roman sie dazu befähigt hatte, ihre Eltern und Großeltern auf neue Art zu verstehen, wie dadurch die gegenseitige Liebe wuchs und die Bindungen in ihren Familien gestärkt wurden.

Dieses Buch hat auch mich sehr vieles gelehrt. Ich habe gelernt, wie Kunst und Literatur eine sichere und emotionale Plattform schaffen können, auf der Menschen sich begegnen und unser gemeinsames Menschsein erforschen können. Ich habe gelernt, dass Romane ermächtigend wirken können. Der Werdegang dieses Buches hat ein islamisches Sprichwort bestätigt, das frei übersetzt lautet: »Hasse nichts, [was dir Angst macht], denn es könnte sich als Segen entpuppen«. Dass ich meinen Job verlor und mich verschuldete, stellte sich tatsächlich als Segen heraus. Ich habe auch gelernt, dass Bücher nichts sind ohne ihre Leser\*innen, die die Geschichte konsumieren, interpretieren, lieben oder hasen, rezensieren, kritisieren und darüber sprechen. Die Leser\*innen sind es am Ende, die eine Geschichte zum Leben erwecken.

Jenin hat zuerst den Kurs meines Lebens verändert, und dann veränderten die Leser\*innen mein Leben.

Ich glaube daran, dass Geschichten die Welt verändern.

## VORSPANN

### Jenin

---

2002

Amal wollte dem Soldaten genauer in die Augen schauen, doch die Mündung der Schnellfeuerwaffe, die er gegen ihre Stirn presste, verhinderte das. Sie war trotzdem nah genug an seinem Gesicht, um zu erkennen, dass er Kontaktlinsen trug. Sie stellte sich vor, wie der Soldat vor dem Spiegel stand und sie einsetzte, bevor er sich fertig machte, um zu töten. *Seltsam*, dachte sie, *woran man denkt, wenn man sich in diesem Grenzbereich zwischen Leben und Tod aufhält.*

Sie fragte sich, ob irgendwelche Amtsträger ihr Bedauern darüber äußern würden, dass sie, eine amerikanische Staatsbürgerin, »versehentlich« erschossen wurde. Oder ob man ihren Tod einfach nur als »Kollateralschaden« verbuchen würde.

Eine einzelne Schweißperle lief dem Soldaten über das Gesicht. Er zwinkerte angestrengt – ihr Blick machte ihn nervös. Er hatte vorher schon getötet, aber nie hatte er dabei seinem Opfer in die Augen geschaut. Das begriff Amal, und sie spürte, wie aufgewühlt er war inmitten dieses Gemetzels.

*Seltsam*, dachte sie noch einmal, *ich habe keine Angst vor dem*

*Tod.* Vielleicht, weil sie aus dem Blinzeln des Soldaten ablas, dass sie nicht sterben würde.

Sie schloss die Augen. Sie fühlte sich wie neugeboren. Der kalte Stahl drückte gegen ihre Stirn. Ihre Erinnerungen zogen sie in die Vergangenheit, in eine längst verblasste Zeit, in eine Heimat, die sie nie gekannt hatte.



TEIL I

---

# Al Nakba

Das Unglück



## I

# Die Ernte

---

1941

In einer fernen Zeit, ehe die Geschichte über die Hügel gefegt kam und Gegenwart und Zukunft auslöschte, ehe ein Sturm das Land packte und ihm Namen und Charakter austrieb, ehe Amal geboren wurde, gab es östlich von Haifa ein kleines, friedliches, von der Sonne verwöhntes Dorf mit offenen Grenzen, das von Feigen- und Olivenanbau lebte.

Es war noch dunkel, als die Dorfbewohner von Ein Hod sich auf das Morgen-*Salat*, das erste der fünf täglichen Gebete, vorbereiteten. Nur die Babys schliefen. Der Mond stand tief, sah aus wie eine Schnalle, die Erde und Himmel zusammenhielt – die Andeutung eines zaghaften Versprechens. Glieder reckten und streckten sich, Wasser sprengte den Schlaf weg, hoffnungsvolle Augen weiteten sich. Nach dem Wudu, der rituellen Waschung vor dem Salat, stiegen gemurmelte Shaha-das in den Morgennebel: Hunderte flüsternder Stimmen bezeugten, dass es keinen anderen Gott als Allah gebe und sie seinem Propheten Muhammed dienten. An diesem Tag beteten die Menschen draußen und mit besonderer Ehrfurcht, denn die Olivenernte stand vor der Tür. Bei einem so wichti-

gen Anlass erklimm man die felsigen Hügel am besten mit einem reinen Gewissen.

Vor dem ersten Morgenlicht warfen die Dorfbewohner Mondschaten auf ihre Gebetsteppiche, und ein Orchester aus Kleingetier – Grillen, erwachende Vögel und bald darauf Hähne – stimmte dazu sein Lied an. Die meisten Menschen baten einfach um Vergebung ihrer Sünden, manche beteten eine zusätzliche Ruka'a. Auf die eine oder andere Weise sagte ein jeder: »Allah, mein Herr, Dein Wille geschehe heute. Dir unterwerfe ich mich, und Dir erweise ich meine Dankbarkeit.« Anschließend machten sich die Dorfbewohner in Richtung Westen zu den Olivenhainen auf. Sie staksten, um die Berührung mit Kakteenstacheln zu vermeiden.

In der Erntewoche vibrierte Ein Hod jeden November aufs Neue vor Energie, und Yahya Abu Hasan spürte es bis in die Knochen. In der Hoffnung, den Nachbarn zuvorzukommen, überredete er seine Jungen dazu, frühmorgens mit ihm das Haus zu verlassen. Doch die Nachbarn hegten die gleichen Gedanken, und die Ernte begann stets gegen fünf Uhr morgens.

Verlegen wandte Yahya sich zu seiner Frau Basima um, die einen Korb mit Planen und Decken auf dem Kopf trug, und flüsterte: »Umm Hasan, nächstes Jahr stehen wir vor ihnen auf. Ich hätte gern eine Stunde Vorsprung vor Salim, dem zahnlosen alten Mistkerl.«

Basima verdrehte die Augen. Ihr Mann grub diese brillante Idee jedes Jahr wieder aus.

Als die Dunkelheit dem Licht wich, stiegen die Geräusche, die die Ernte dieser edlen Frucht stets begleiteten, von den sonnengebleichten Hügeln Palästinas empor. Das Klopfen von Stöcken, die gegen Äste schlugen, das Rascheln von Blättern,

das Herabplumpsen von Früchten, die auf alten, unter den Bäumen ausgebreiteten Planen und Decken landeten. Während sie sich abrackerten, sangen die Frauen Volksweisen vergangener Jahrhunderte; spielende Kinder wurden von ihren Müttern getadelt, wenn sie ihnen in die Quere kamen.

Yahya machte eine Pause, um seinen verkrampten Nacken zu massieren. *Es ist praktisch Mittag*, dachte er, als er sah, dass die Sonne fast im Zenit stand. Schweißgebadet stand Yahya auf seinem Stück Land, ein stämmiger Mann mit einer schwarz-weißen Kufiya um den Kopf, den Saum seines Gewands nach Art eines Fellachen in die Schärpe gesteckt, die er um seine Taille geschlungen hatte. Er betrachtete die Pracht um sich herum. Moosgrünes Gras stürzte die Hügel hinab über die Felsen, spross um die Bäume herum und an den Stämmen empor. Sanasil – Steinmauern –, bei deren Ausbesserung er seinem Großvater geholfen hatte, wanden sich die Anhöhen hinauf. Yahya ließ seinen Blick zu Hasan und Darwish schweifen, deren Brustmuskeln sich bei jedem schwungvollen Stockschlag auf die Olivenzweige unter ihren Gewändern abzeichneten. *Meine Jungen!* Stolz schwellte Yahyas Herz. *Hasan wird ein kräftiger Kerl, trotz seiner Lungenprobleme. Allah sei Dank.*

Die Söhne bearbeiteten die Bäume jeweils von zwei Seiten, während ihre Mutter Decken voller frischer Oliven wegzog, die später am Tag gepresst werden sollten. Yahya konnte sehen, wie Salim im angrenzenden Hain seine Ernte einbrachte. *Zahnloser alter Mistkerl*. Yahya lächelte, immerhin war Salim jünger als er. Tatsächlich besaß sein Nachbar Weisheit und großväterliche Geduld, Eigenschaften, die sich in seinen Zügen widerspiegeln, die von vielen Jahren Olivenholzbearbeitung im Freien gegerbt waren. Nach seiner Pilgerreise nach

Mekka durfte er sich »Haj« nennen, und der neue Titel verlieh ihm symbolisch den Rang des Älteren. Abends rauchten die beiden Freunde immer gemeinsam Huka und debattierten, wer am härtesten gearbeitet hatte und wessen Söhne am stärksten waren. »Für deine Lügen wirst du zur Hölle fahren, Alter«, sagte Yahya und führte die Pfeife an die Lippen.

»Alter? Du bist älter als ich, du alter Knacker«, entgegnete Salim.

»Wenigstens habe ich noch alle Zähne.«

»Von mir aus. Hol das Brett raus, damit ich dir wieder mal beweisen kann, wer der Bessere ist.«

»Du bist dran, du verlogener, zahnloser, schwächlicher Sohn deines Vaters.«

Beim Backgammonspiel und blubbernden Hukas wurde dieser alljährliche Zwist beigelegt, und sie spielten so lange weiter, bis ihre Frauen sie mehrmals rufen lassen mussten.

Zufrieden mit dem morgendlichen Arbeitstempo, absolvierte Yahya das Dhuhr-Salat und setzte sich auf die Decke, auf der Basima Linsen und Makluba mit Lamm und Joghurtsauce angerichtet hatte. Ein wenig entfernt stellte sie eine Mahlzeit für die Wanderarbeiter hin, die das Angebot dankbar annahmen.

»Mittagessen!«, rief sie Hasan und Darwish zu, die gerade das zweite Salat des Tages beendet hatten.

Um das dampfende Tablett mit Reis und kleinere Teller mit Saucen und eingelegtem Gemüse versammelt, wartete die Familie darauf, dass Yahya im Namen Allahs das Brot brach. »Bismillahi al-Rahmani al-Rahimi.« Die Jungen fielen ein und griffen hungrig nach dem Reis, den sie zu mundgerechten Happen formten und in Joghurt tunkten.

»Köstlich, niemand kocht so gut wie du!« Darwish, der Schmeichler, wusste, wie er sich Basimas Gunst versicherte.

»Allah segne dich, mein Sohn.« Sie grinste und schob ein zartes Stück Fleisch auf seine Seite des Reistabletts.

»Und ich?«, protestierte Hasan.

Darwish flüsterte seinem älteren Bruder neckend ins Ohr: »Du kannst nicht so gut mit Frauen.«

»Hier bitte, Liebling.« Basima suchte einen Leckerbissen für Hasan heraus.

Ohne das übliche Verweilen bei Halawa und Kaffee war die Mahlzeit schnell vorbei. Es gab noch eine Menge Arbeit. Basima hatte ihre großen Körbe gefüllt, damit die Helfer sie zur Olivenpresse tragen konnten. Beide Söhne mussten ihren Teil der Oliven noch am Tag der Ernte pressen, damit das Öl keinen ranzigen Geschmack annahm. Doch bevor es zurück an die Arbeit ging, wurde ein Gebet gesprochen.

»Lasst uns Allah zuerst für seine Mildtätigkeit danken.« Yahya zog einen alten Koran aus der Tasche seiner Dishdasha. Das heilige Buch hatte seinem Großvater gehört, der die Haine vor ihm gehegt und gepflegt hatte. Obwohl Yahya nicht lesen konnte, betrachtete er gerne die hübsche Kalligrafie, während er Suren aus dem Gedächtnis rezitierte. Die Jungen verbeugten sich, lauschten ihrem Vater ungeduldig beim Herbeten der Koranverse und rannten den Hügel hinunter zur Presse, sobald er es ihnen erlaubt hatte.

Basima wuchtete einen Korb mit Oliven auf den Kopf, nahm rechts und links jeweils eine Webtasche voller Speisen und übrig gebliebenen Nahrungsmitteln in die Hand und schritt mit anderen Frauen, die Krüge und Habseligkeiten kerzengerade auf dem Kopf balancierten, den Hügel hinab. »Allah sei mit dir, Umm Hasan«, rief Yahya seiner Frau zu.

»Und mit dir, Abu Hasan«, antwortete sie. »Beeil dich.«

Als er allein war, lehnte Yahya sich in die Brise, blies sanft in das Mundstück seiner Nai und spürte, wie aus den kleinen Lö-

chern unter seinen Fingerspitzen Musik drang. Sein Großvater hatte ihn gelehrt, wie man diese altehrwürdige Flöte spielte, und ihre Melodien gaben Yahya ein Gefühl der Verbundenheit mit seinen Ahnen, den zahllosen Ernten, dem Land, der Sonne, der Zeit, der Liebe und allem, was gut war. Wie immer zog Yahya beim ersten Ton die Brauen über seinen geschlossenen Augenlidern hoch, als wäre er immer wieder aufs Neue überrascht, wie seine einfache, handgeschnitzte Nai seinen Atem in etwas so Erhabenes verwandeln konnte.

Ein paar Wochen nach der Ernte lud man auf Yahyas alten Lastwagen Öl, vorwiegend aber Mandeln, Feigen, eine bunte Mischung Zitrusfrüchte und Gemüse. Hasan platzierte die Trauben ganz oben, damit sie nicht zerquetscht wurden.

»Ich verstehe nicht, weshalb du die ganze Strecke bis Jerusalem fahren willst«, sagte Yahya zu Hasan. »Tulkarem ist bloß ein paar Kilometer weit, und das Benzin ist teuer. Selbst Haifa ist näher, und in beiden Orten ist der Markt genauso gut. Außerdem weißt du nie, welcher Hundesohn von Zionist sich in irgendeinem Gebüsch versteckt oder welcher britische Bastard dich anhalten wird. Wozu das Ganze?« Doch der Vater wusste schon, warum. »Du machst diese lange Fahrt, um dich mit Ari zu treffen?«

»Ya abuya, ich habe ihm versprochen, dass ich komme«, antwortete Hasan. Ein flehentlicher Unterton lag in seiner Stimme.

»Nun, du bist jetzt ein Mann. Pass auf dich auf! Sorg dafür, dass deine Tante bekommt, was sie braucht, und sag ihr, dass sie uns bald besuchen kommen soll«, erwiderte Yahya. Dann sagte er zu dem Fahrer, einem seiner Neffen: »Allah schütze dich, mein Sohn.«

»Allah schenke dir ein langes Leben, Ammu Yahya.«



Hasan küsste seinem Vater zuerst die Hand und dann die Stirn – Gesten der Ehrerbietung, die Yahya mit Liebe und Stolz erfüllten.

»Allah schenke dir sein Lächeln und schütze dich, solange du lebst, mein Sohn«, sagte er, als Hasan hinten in den Lastwagen kletterte.

Als sie anfuhr, galoppierte Darwish auf seinem geliebten Araber Ganush neben ihnen her. »Lass uns ausprobieren, wer schneller ist. Weil der Laster schwer beladen ist, gebe ich dir eine Stunde Vorsprung«, forderte er Hasan heraus.

»Renn mit dem Wind um die Wette, Darwish. Er ist deinem Tempo eher gewachsen als diese alte Klapperkiste. Ich treffe dich dann in Jerusalem in Ammitu Salmas Haus.«

Hasan sah seinen jüngeren Bruder auf dem ungesattelten Pferd davonfliegen, die Hatta, deren lose Enden nach dem Wind haschten, eng um den Kopf gewickelt. Darwish war kilometerweit, ja vielleicht sogar landesweit der beste Reiter, und Ganush war das schnellste Pferd, das Hasan je gesehen hatte.

Neben der staubigen Straße erstreckte sich eine ruhige Waldlandschaft, verzaubert vom Duft nach Zitrusblüten und wilden Hennasträuchern. Hasan öffnete den Beutel, den seine Mutter ihm täglich füllte, brach ein Bröckchen ihrer klebrigen Mixtur ab und hielt es sich unter die Nase. Er atmete so tief ein, wie seine asthmatischen Lungen es zuließen. Sauerstoff strömte durch seine Adern, als er eines der geheimen Bücher öffnete, deren Studium Frau Perlstein, Aris Mutter, ihm aufgetragen hatte.

## Ari Perlstein

---

1941

Ari wartete am Damaskustor, wo die Jungen sich vier Jahre zuvor zum ersten Mal getroffen hatten. Er war der Sohn eines deutschen Professors, der frühzeitig vor den Nazis geflohen war und sich in Jerusalem niedergelassen hatte. Dort hatte seine Familie ein kleines Haus von einem bekannten Palästinaenser gemietet.

Die beiden Jungen hatten sich 1937 auf dem Bab-Al-amud-Markt angefreundet, wo Hasan hinter Handkarren mit frischem Obst, Gemüse und verbeulten Ölkannistern gesessen und in einem arabischen Gedichtbuch gelesen hatte. Der kleine jüdische Junge mit den großen Augen und einem unsicheren Lächeln war auf Hasan zugegangen. Er hinkte – das Andenken an einen schlecht verheilten Beinbruch und an das Braunhemd, das dafür verantwortlich war. Er kaufte eine große rote Tomate, zog ein Taschenmesser hervor und zerteilte sie. Eine Hälfte behielt er, die andere bot er Hasan an.

»Ana ismi Ari. Ari Perlstein«, sagte der Junge.

Fasziniert nahm Hasan die Tomate.

»Goo day sa! Schalom!« Hasan probierte es mit den einzigen nichtarabischen Wörtern, die er kannte, und gab dem Jungen ein Zeichen, sich zu setzen.

Zwar konnte Ari ein paar Brocken Arabisch, doch keiner konnte die Sprache des anderen. Dennoch fanden sie in ihrem beiderseitigen Gefühl von Unzulänglichkeit schnell eine Gemeinsamkeit.

»Ana ismi Hasan. Hasan Yahya Abulhija.«

»Salam alaykum«, antwortete Ari. »Was für ein Buch liest du?«, fragte er auf Deutsch und wies auf das Buch.

»Book.« *Englisch.* »Dis, book.«

»Yes.« *Englisch.* »Kitab.« *Buch, arabisch.* »Ja.« Sie lachten und verspeisten ein weiteres Stück Tomate.

So entstand im Schatten des europäischen Nazismus und trotz der wachsenden Kluft zwischen Arabern und Juden in Palästina eine Freundschaft, die sich dank jugendlicher Unschuld, dank des Rückzugs in die Literatur und eines Desinteresses an Politik vertiefte.

Jahrzehnte nachdem der Krieg die beiden getrennt hatte, erzählte Hasan seinem jüngsten Kind, einem Mädchen namens Amal, von seinem Freund aus der Kindheit. »Er war wie ein Bruder«, sagte Hasan und klappte ein Buch zu, das Ari ihm geschenkt hatte, als ihre Kindheit zu Ende ging.

Obwohl Hasan später zu einem Koloss heranwuchs, war er mit zwölf ein kränklicher Junge, dessen Lunge bei jedem Atemzug pfiß. Seine Atemprobleme machten ihn bei den rücksichtslosen Jungenbanden und ihren derben Spielen zum Außenseiter. Genauso animierte Aris Hinken seine Klassenkameraden zu unbarmherzigem Spott. Beide zogen sich in sich selbst zurück und erkannten im jeweils anderen den gleichen Charakterzug wieder, und beide hatten in ihrer eigenen Welt und

Sprache schon früh Zuflucht bei Dichtern, Essayisten und Philosophen gefunden.

Was bislang eine lästige gelegentliche Fahrt nach Jerusalem gewesen war, wurde ein willkommener wöchentlicher Ausflug, denn Ari erwartete nun Hasan, und sie verbrachten Stunden damit, einander Wörter wie »Apfel«, »Orange«, »Olive« auf Arabisch, Deutsch und Englisch beizubringen. »Die Zwiebeln kosten einen Piaster das Pfund, gnädige Frau«, übten sie. Hinter dem Karren mit seinem in Reihen angeordneten Obst und Gemüse machten sie sich lustig über die arabischen Stadtjungen, ihre affektierte Sprechweise und ihre ausgefallenen Kleider, die kaum mehr als eine Zurschaustellung serviler Bewunderung für die Briten waren.

An den Wochenenden begann Ari sogar die traditionelle arabische Tracht zu tragen, und oft fuhr er mit Hasan nach Ein Hod. Durch das Eintauchen in die Klangwelt der arabischen Sprache und in die Aromen der arabischen Küche erlangte Ari respektable Kenntnisse der fremden Sprache und Kultur. Dies war mit ein Grund dafür, dass er Jahrzehnte später als Professor an die Universität Hebron berufen wurde. Hasan wiederum lernte Deutsch zu sprechen, las sich holpernd durch einige englische Werke in Dr. Perlsteins Bibliothek und begann, die Traditionen des Judentums zu schätzen.

Frau Perlstein liebte Hasan und war dankbar dafür, dass er sich mit ihrem Sohn angefreundet hatte, und Basima brachte Ari ebenso starke mütterliche Gefühle entgegen. Obwohl sie sich niemals trafen, lernten die beiden Frauen einander über ihre Söhne kennen, und jede schickte den Sohn der anderen mit Bergen von Essen und Leckereien nach Hause, ein Ritual, das Hasan und Ari widerwillig über sich ergehen ließen.

Mit dreizehn, ein Jahr vor seinem Schulabschluss, bat Hasan seinen Vater um Erlaubnis, mit Ari zusammen in Jerusalem

eine weiterführende Schule besuchen zu dürfen. Aus Angst, die Schule würde seinen Sohn davon abbringen, das Land, das er einmal erben würde, zu bebauen, sagte Yahya Nein.

»Die Bücher wären dir nur im Weg. Du wirst nicht mit Ari zur Schule gehen, und das ist mein letztes Wort.« Yahya war sich sicher, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Doch Jahre später tadelte er sich selbst tief bestürzt und bedauerte, Hasan seinen Herzenswunsch abgeschlagen zu haben. Eines Tages, als die ganze Familie nicht weit entfernt von ihrem Zuhause, zu dem sie nie mehr zurückkehren würde, im Freien campierte, schutzlos der Gnade des Wetters ausgeliefert, bat Yahya seinen Sohn um Vergebung. Yahya war zum Flüchtling geworden, welkte in der Verwahrlosung des Exils zusehends dahin und weinte sich an Hasans nachsichtiger Schulter aus. »Vergib mir, mein Sohn. Ich kann mir nicht vergeben.« Und wegen dieser Entscheidung und wegen des Kammers, den sie ausgelöst hatte, beschloss Hasan, seinen Kindern mit dem Hungerlohn, den er für seine harte Arbeit erhielt, eine Ausbildung zu ermöglichen. Viele Jahre später sagte er zu seiner kleinen Tochter Amal: »Habibti, alles, was wir jetzt noch haben, ist die Bildung. Versprich mir, dass du dich mit ganzer Kraft in deine Ausbildung stürzt.« Und das kleine Mädchen gab dem Vater, den es bewunderte, sein Wort.

Obwohl Hasan nicht das Privileg genoss, nach der achten Klasse weiter in die Schule gehen zu dürfen, erhielt er von Frau Perlstein, die ihren lernbegierigen jungen Schüler jede Woche mit Bergen von Büchern, Lernstoff und Hausaufgaben heimschickte, ausgezeichneten Privatunterricht. Basima und Frau Perlstein hatten den Plan mit den Privatstunden ausgeheckt, um Hasan aus der Niedergeschlagenheit zu reißen, die er nach Yahyas letztem Wort in Sachen Ausbildung empfand.

»He, Bruder!« Die jungen Männer umarmten sich, fassten sich bei den Händen und küssten einander auf beide Wangen, wie die Araber es tun. Sie entluden den Laster, nachdem sie den Fahrer mit einigen der anderen Straßenhändler bekannt gemacht hatten. Bevor sie den Weg zu Aris Haus einschlugen, strebten die Freunde durch die kopfsteingepflasterten Gassen der Altstadt ihrem üblichen Genussziel zu. Von Bab al-Amud wanderten sie in Richtung al Qiyamah. Den Läden entströmten Aromen von irdenen Gefäßen, Sirup und verschiedenartigen Ölen, während Verkäufer auf dem Gehsteig Passanten lautstark zum Kosten animierten. Ari und Hasan betraten den Souk Khan al-Zeit, strichen mit den Händen über Leder und Seide, die von den Ladenwänden herabhingen. Nur noch wenige Schritte, und sie erreichten das Mahfuz-Café.

»Zweimal Honig-Apfel«, rief Hasan dem Kellner zu.

»Das kann nicht gut sein für deine Lunge, Hasan«, ermahnte Ari ihn. »Weiß Onkel Yahya, dass du rauchst?«

»Natürlich nicht!«

Bei den Perlsteins lieferte Hasan die beiden Tablettts mit Halawa und Kunafa ab.

»Das Übliche von Mutter«, sagte er auf Deutsch.

»Danke«, entgegnete Frau Perlstein und nahm die Süßigkeiten in Empfang.

Sie war eine zurückhaltende, hochgewachsene Frau, deren Erscheinungsbild, so dachte Hasan, ganz und gar nicht auf ihr großes Herz hindeutete. Als er sie sah, suchte er instinktiv nach dem Familienerbstück, das sie stets an der Brust trug. *Eins, zwei, drei, vier ... achtzehn*. Er gewöhnte sich an, die kleinen Perlen auf ihrer Brosche zu zählen, während sie seine Hausaufgaben kontrollierte.

Im Laufe der Jahre erwies sich Hasan als fleißiger Schüler mit schneller Auffassungsgabe. Frau Perlstein betreute ihn weiter, bis er 1943 mit Ari seinen »Abschluss« machte. Es war das Jahr, in dem die beiden jungen Männer sich eine Weile lang aus den Augen verloren, da Ari an seiner Schule ein paar Freunde fand und Hasan einem Beduinenmädchen namens Dalia verfiel, die Ganush, das Pferd seines Bruders, gestohlen hatte.

## Das nichtsnutzige Beduinenmädchen

---

1940–1948

Anders als bei den arrangierten Ehen, die damals üblich waren – schon vor der Geburt geplant und stets innerhalb des eigenen Familienclans –, war der Bund Hasans mit Dalia aus verbotener Liebe erwachsen. Hasan stammte von den Gründervätern von Ein Hod ab und war Erbe der riesigen Ländereien, mit Obstgärten und fünf eindrucksvollen Olivenhainen. Dalia dagegen war die Tochter eines Beduinen, dessen Stamm jedes Jahr ins Dorf gekommen war, um bei der Ernte zu helfen, und sich irgendwann dort niedergelassen hatte.

Dalia war die jüngste von zwölf Schwestern, eigensinnig und unkonventionell. Obwohl sie unter der Knute ihres strengen Vaters stand, trug sie nicht immer den Hidschab, die traditionelle Verschleierung, sondern ließ ihre Haare im Wind flattern. Anders als die braven Mädchen zog sie ihren Rock hoch, wenn sie einer Eidechse nachjagen wollte, und verdreckte ihr buntes Beduinenkleid mit Schlamm und Kaktusdornen. Oft vergaß sie, ihren Beutel mit seltsamen neuen Käfern, die sie den Tag über gesammelt hatte, wieder auszuleeren – dann bekam sie eine Tracht Prügel von ihrer Mutter. Aber Dalias Ent-



deckerfreude war stärker. Sie genoss es, Zeit mit ihren sechs- und achtbeinigen Freunden zu verbringen – bis sie einen vierbeinigen Freund bekam, ein Pferd namens Ganush.

Sein junger Herr, Darwish, Sohn des Yahya Abulhija, fragte sie immer, ob sie auf Ganush reiten wolle, wenn sie sich zufällig in den Hügeln trafen. Aber sie durfte nicht zusammen mit einem Jungen auf einem Pferd gesehen werden. Ihr Vater würde sie schlagen, wenn er davon erfuhr.

»Nein«, antwortete sie mit dem resoluten Ton einer Elfjährigen, aber kaum hatte sie das Wort ausgesprochen, wurde ihr Gesichtsausdruck weicher und schien ein »Vielleicht« auszudrücken. Darwish sagte leise: »Ich gehe einfach vorneweg, und ich schwöre bei meiner Ehre, dass ich mich nicht nach dir umdrehen werde, wenn du auf dem Pferd sitzt.« Er wirkte vertrauenswürdig, und außerdem war hier in den Hügeln weit und breit keine Menschenseele zu sehen. Sie ließ ihren Blick über die Landschaft schweifen. Ihr Herz war rein. »Wie komme ich da drauf?«

»Ich mache es dir einmal vor, dann kannst du es probieren, während ich mich umdrehe«, schlug Darwish vor. Ganush gestattete der zierlichen Person, seinen Rücken zu erklimmen, und dann schritt er langsam los. Plötzlich wurde sie von der Angst gepackt, man könnte sie mit einem Jungen und seinem Pferd erwischen. Sie bat darum, sofort anzuhalten, und rannte davon, nachdem sie abgestiegen war.

Einige Wochen später kehrte sie an die Stelle zurück, um ihr wunderbares vierbeiniges Geheimnis wieder zu treffen. Schließlich kam es, zusammen mit Darwish, und sie spürte die Magie von Neuem. Das Geheimnis sollte mehr als zwei Jahre andauern, und während dieser Zeit lernte Dalia, alleine zu reiten. Darwish hätte alles für sie getan, sie hätte bloß zu fragen brauchen. Während der zwei Jahre sprachen sie nie ein Wort,

nur am allerersten Tag. Wenn Darwish sie kommen sah, wandte er immer sofort seine Augen ab, um nicht unhöflich zu sein, dann drehte er sich um und hielt Ganush fest. Derweil zog sie ihre Thoba hoch – sie trug Hosen darunter –, bestieg das Pferd und ritt davon. Darwish wartete, bis sie zurückkam, und das ganze Ritual spielte sich rückwärts ab.

Den Leuten im Dorf erschien Dalia wie eine wilde Zigeunerin, die aus den Gedichten und Farben der Beduinen gemacht war anstatt aus Fleisch und Blut. Manche glaubten sogar, das Kind sei vom Satan besessen, und überzeugten Dalias Mutter, einen Sheikh zu holen, der mit Koranversen den Teufel austreiben sollte. Die meisten aber dachten, das Mädchen würde schon irgendwann vernünftig werden. Man war sich einig, dass man Dalias Willen »brechen« musste. Sie war inzwischen fast vierzehn, und ihre kindische Sorglosigkeit musste ihr abgewöhnt werden.

»Brich ihren Willen, schlag sie, erteil ihr eine Lektion!«, riet eine andere Beduinenfrau ihrer Mutter. »Schau nur, wie sie diese Orange isst! Welche Schande für ihre Familie! Alle Jungen starren sie an.« So dachte man im Dorf über Dalia. Das Klimpern ihrer Fußkettchen störte die Frauen. Aber noch mehr wurmte sie, dass Dalia nicht im Geringsten auf ihren Unmut reagierte. Sie dachte nicht daran, sich für irgendwas zu entschuldigen, das konnte man aus ihrer Körpersprache ablesen, und das erinnerte die Frauen an das unwiederbringlich vergangene Glück, von dem sie sich einstmals freiwillig getrennt hatten. Dalias ungezügelte Sorglosigkeit hatte eine sexuelle Komponente, umso mehr, weil sie selbst nichts davon ahnte.

Basima, Umm Hasan, hielt Dalia für eine gottlose Diebin ohne jegliches Schamgefühl, denn Dalia hatte das Pferd ihres Sohnes Darwish »gestohlen«, für eine heimliche Pause von der

knochenharten Erntearbeit. Niemand hätte überhaupt davon erfahren, wäre Dalia nicht vom Pferd gestürzt und hätte sich den Knöchel gebrochen. Die Wellen der Empörung schlugen hoch und weckten die Aufmerksamkeit von Hasan. Das ganze Dorf war in heller Aufregung. Darwish überlegte sich, wie er Dalia verteidigen könnte, aber er wusste, dass man sie noch viel schlimmer bestrafen würde, wenn herauskam, dass er an der Geschichte beteiligt gewesen war.

Dalias Vater, dessen Ehre auf dem Spiel stand, schwor sich, der Frechheit seiner jüngsten Tochter ein für alle Mal ein Ende zu setzen. Er band sie an einen Stuhl, der in der Dorfmitte aufgestellt wurde, und verbrannte ihr die Hand, die das Pferd gestohlen hatte, mit einem glühenden Eisen.

»War es diese Hand? Streck sie aus, damit ich sie verbrennen kann«, forderte ihr Vater, bei den Dorfbewohnern nach Zustimmung heischend. Als Dalia ihre rechte Handfläche darbot, fügte er wütend hinzu: »Und wenn du schreist, verbrenne ich dir auch noch die andere.«

Dalia gab keinen Ton von sich, als das glühende Metall die Haut ihrer rechten Hand versengte. Die Menge japste nach Luft. »Die Beduinen sind so grausam«, bemerkte eine Frau. Andere beschworen Dalias Vater im Namen Allahs, Gnade walten zu lassen, denn Allah ist gnädig. *Al Rahman*. Aber ein Mann muss zeigen, dass er der Herr des Hauses ist. »Meine Ehre darf nicht besudelt werden. Tretet zurück, das ist mein gutes Recht«, verkündete der Beduine. Es war sein gutes Recht. *La harwla wala qurwata illa bill-ah*.

Dalia schloss den Schmerz in sich ein, während der schreckliche Geruch von verbranntem Fleisch das Leben in ihrem Innersten ansengte. Ihr Dasein im Einklang mit der Natur, ihr im Winde flatterndes Haar, das Klimpern ihrer Fußkettchen, der süße Duft ihres Schweißes, wenn sie sich anstrengte, die Zi-

geunerfarben in ihr – das alles wurde an diesem Tag zu einem Haufen Asche, mitten auf dem Dorfplatz, unter dem tiefblauen Himmel. Hätte sie geschrien, wäre das Feuer vielleicht nicht so weit in sie eingedrungen. Aber sie schrie nicht. Sie entdeckte einen Hasen und durchbohrte ihn mit ihrem hypnotischen Blick. Mit der Hand umklammerte sie den unvorstellbaren Schmerz und hielt ihn dort fest, während sie die Zähne zusammenbiss und stille Tränen weinte. Für den Rest ihres Lebens sollte Dalia die Angewohnheit haben, in bestimmten Momenten die Finger ihrer rechten Hand gegen die Handfläche zu reiben und die Kiefer wie einen Schraubstock zusammenzupressen, als hielte sie etwas Lebendes in der Hand, das einen Ausweg sucht.

Basima war beunruhigt von dem Gleichmut des Beduinenmädchens und wollte nichts zu tun haben mit »dieser Familie«. Ihr war nämlich nicht entgangen, dass Hasan die junge Dalia aufmerksam beobachtete, während sie ihre tägliche Arbeit auf dem Feld und im Dorf verrichtete.

Für Basima war Dalia ein »nichtsnutziges Beduinenmädchen«, das nur Ärger in ihr friedliches Dorf bringen würde. Ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigten sich, als ihr Sohn, der junge Hasan Yahya Abulhija, in den Bann von Dalias Schönheit und unkonventioneller Art gezogen wurde und beschloss, sie zu heiraten.

Mit seiner typischen Entschlossenheit und dem widerwilligen Segen des Vaters ging Hasan zu seiner Mutter, um ihr seine Entscheidung mitzuteilen.

»Ya ummi, Heiraten ist keine Sünde«, sagte Hasan betont diplomatisch.

»Nein, nein, nein, nein, nein!« Basima schäumte vor Wut. Sie ruderte mit den Armen, zog jammernd an ihrer Thoba,

schlug sich auf die Brust und ins Gesicht, während sie Allah anrief. Sie klagte über die Demütigung und verfluchte den Tag, an dem »dieses Beduinenmädchen« Ein Hod betreten hatte. Sie würde sich furchtbar schämen, wenn sie den Dorfbewohnern sagen müsste, dass ihr Sohn rebellierte und die Cousine ablehnte, die ihm schon versprochen war.

»Ya Abu Hasan, was werden die Leute über uns reden?«, lamentierte sie.

Yahya versuchte, seine Frau zu beruhigen. »Umm Hasan, lass es gut sein. Er ist jetzt ein Mann. Wir können ihn zu nichts zwingen.«

Aber sie wütete weiter, als hätte sie ihren Mann nicht gehört. »Dass unser Wort nichts gilt? Dass wir einem Mädchen versprechen, es könne unseren Sohn heiraten, und ihm dann gestatten, uns den Gehorsam zu verweigern? Was hat meine arme Nichte falsch gemacht, dass eine dreckige Beduinendiebin ihr vorgezogen wird?«

»So ist Allahs Wille. Lass es gut sein, Frau! Unser Land wird gerade von den Zionisten auf den Kopf gestellt, und du bist schlechter Laune, weil dein Sohn ein hübsches Mädchen heiraten will, das du nicht magst. Hörst du denn nicht die täglichen Neuigkeiten? Weißt du nicht, dass die Zionisten jeden verdammten Tag Briten und Palästinenser töten? Sie wollen die Briten loswerden, damit sie uns loswerden können, und alle sind zu dumm, um das zu begreifen oder irgendetwas dagegen zu tun.« Mit der einen Hand griff Yahya nach seinem Stock, mit der anderen nach seiner Nai. Dann ging er nach draußen, angewidert von seiner Angst, die sich durch die dauernden BBC-Berichte über die immer militärischer vorgehenden Zionistengruppen noch verstärkt hatte.

Yahya stand auf den Marmorstufen seines Hauses. Er blies in seine wertvolle Nai, bewegte die Finger und hob die Brauen,

als der erste Ton erklang. Er spielte für seine Bäume. Er wollte die Unbeschwertheit und den Frieden wieder heraufbeschwören.

»Hör auf!« Basima kam auf die Terrasse gestürmt, die Yahya selbst geplant und gefliest hatte. Sie war wütend.

»Irgendwann breche ich das Ding noch mal entzwei«, knurrte Basima leise, damit die Nachbarn sie nicht hören konnten. Die Befürchtung, zu weit gegangen zu sein, überkam sie, und sie stapfte wieder davon. Ungehalten murmelte sie immer noch vor sich hin, als sie über die Perserteppiche im Eingangsbereich und durch die großen, gefliesten Mauerbögen ins Wohnzimmer lief, wo sie mühsam in die Knie ging und sich auf einem Kissen am Boden niederließ. Vor Jahren hatte Yahya Sofas anschaffen wollen, so wie bei den Briten, aber sie hatte keine gewollt. Jetzt hätte sie nichts gegen Sofas gehabt. Unruhig breitete sie ihre Gebetsmatte aus, um den Willen Allahs zu erfüllen. Nachdem sie zwei Ruka'as gebetet hatte, stand sie wieder auf und lief über weitere Perserteppiche hinweg in die Küche. Sie betrachtete das Muster aus blauen und grünen Kacheln, das Yahya angelegt hatte. *Er ist vielleicht stur, aber er ist auch ein Künstler*, dachte sie. *Ya Yahya, wie kannst du dieser Ehe nur zustimmen!*

Egal, wie sehr Basima auch bettelte oder drohte, sie konnte ihren Sohn nicht umstimmen. Nur Darwish verstand die Entschlossenheit, mit der Hasan sich gegen die Mutter stellte, denn auch er liebte Dalia. Und als die Familie um Dalias Hand bat, weinte Darwish zusammen mit seinem geliebten Ganush und mit Fuma, seinem anderen Araberpferd. Fuma mit der markanten Blesse war Ganushs Gefährtin.

Dalias Vater, der von der Last seiner jüngsten Tochter befreit wurde, stimmte erleichtert zu, und wie es der Brauch verlangte, bekam er zwei Tage später die Mitgift für sie. An die-

sem Tag beobachtete Dalia durch die kleinen Löcher ihres Netzfensers, wie eine Abordnung von Männern ihrem Vater Geld und Gold überbrachte. Die beeindruckende Mitgift berührte sie allerdings weitaus weniger als der Anblick von Darwish, der sich unter den Männern befand.

In dieser Sache hatte sie nichts mitzureden, aber ihr gefiel die Vorstellung, eine Arusa zu werden, so wie kleine Mädchen Spaß daran haben, sich wie Erwachsene anzuziehen. Wenn es doch bloß für Darwish gewesen wäre.

An Dalias Hochzeitstag schrubbten und polierten ihre weiblichen Verwandten – Mutter, Tanten, verheiratete Schwestern und Cousinen – jeden Quadratzentimeter ihres Körpers. Immer wieder trugen sie ihr Aeeda auf die Haut auf und rissen sie wieder ab, von ihren Beinen, ihren Schenkeln, ihren Armen, ihrem Bauch und ihrem Po. Dalia reckte jedes Mal den Kopf, um die kleinen Haufen aus schwarzen Haaren zu sehen, die ihr mit jedem Ruck ausgerissen wurden. Sie glaubte zu spüren, wie elektrische Ströme durch ihren Körper flossen. An der empfindlichen Haut zwischen den Beinen tat es am meisten weh. »Ganz ruhig, meine Tochter«, sagte die Mutter, als sie Dalias Beine weit spreizte. Bismillahi al-Rahmani al-Rahimi. Mit der Sicherheit und Geschicklichkeit der Hebamme riss die Mutter das Schamhaar, das der Tochter erst vor Kurzem gewachsen war (und auf das Dalia so stolz war), mit einer einzigen Bewegung aus. Dalia sprang auf vor Schmerzen. Die Frauen lachten wohlwollend. »Komm, meine Tochter. Komm zu uns, in die Welt der Frauen.« Als eine Tante bemerkte, dass Dalias Schenkel feucht wurden, sagte sie zu ihrer Schwester: »Sieht aus, als würde deine Tochter eine gute Ehefrau abgeben.« Da lachten sie wieder, und Dalia fügte sich gehorsam in ihre Verwandlung.

Sie beobachtete im Spiegel, wie ihre Augen verführerisch mit Kajal umrandet wurden, was ihr Gesicht älter und reifer wirken ließ. Sie war eine prächtige Arusa, so, wie es in ihrer Kultur üblich war, und sämtliche kleinen Mädchen schauten sie bewundernd an, genau wie sie damals die Bräute, die für ihre Hochzeit herausgeputzt wurden, bewundernd angeschaut hatte.

Sie trug glitzernde Geschenke um den Hals, quer über die Stirn, um die Hand- und Fußgelenke und an den Ohrläppchen. Derart geschmückt heiratete Dalia mit ihren vierzehn Jahren Hasan Yahya Abulhija in einer prunkvollen Zeremonie. Es war eine Feier, die vieles widerspiegelte: die Wiederherstellung der Ehre von Dalias Vater, die heftige Verbitterung Basimas und die Melancholie im Herzen Darwishes.

Die kleine Braut, behängt mit der Hälfte ihres Körpergewichts in Gold, wohnte ihrer eigenen Hochzeit still bei. Ständig rieb sie sich die Hände, fest presste sie ihre Kiefer aufeinander, selbst als sie von Gratulanten geküsst wurde.

Bevor sich die Männer den Frauen anschlossen, feierten sie alleine. Sie opferten ein Lamm, tanzten ausgelassen und sangen ihre Freude heraus. Schwermütig führte Darwish eine Dabka für seinen Bruder an. Er prostete dem Bräutigam zu, im Herzen Liebe, heimliche Trauer und den Willen, sich Allah zu fügen.

»Insha'allah, du bist als Nächstes dran, mein Bruder«, sagte Hasan mit Überzeugung, als er Darwish umarmte.

»Insha'allah.« So Gott will.

Zehn Monate nach der Hochzeit machte Dalia sich im Dorf beliebt, indem sie einen Sohn gebar, den sie Yussuf nannte. Von da an wurde Dalia, die erst fünfzehn Jahre alt war, respektvoll »Umm Yussuf« genannt, und Hasan rief man »Abu Yussuf«.

Schon vor der Geburt Yussufs war Basima freundlicher ge-